

Die Ursachen dieser offenbar Schwäche der britischen Reichsbedingungsposition sind mannigfacher Art. An Menschen, die landwirtschaftlich geschult sind oder sich für eine landwirtschaftliche Betätigung umschulen lassen, leidet England größten Mangel. Ebenfalls kann es solche gelehrte Arbeiter entbehren und zur Auswanderung ermutigen, für die in den Dominien die Nachfrage größer ist als das Angebot, während es im allgemeinen auch dort schon mehr industrielle Arbeiter gibt als beschäftigt werden können. Soweit nun das Mutterland den Dominien gleichwohl noch geeignetes Einwanderer- und Siedlermaterial zu bieten hat, ergibt sich sofort die Frage, wo und wie die von ihnen zu erzielende Mehrproduktion abgesetzt werden soll. In dieser Hinsicht sind die Interessen des Mutterlandes denen der Dominien geradezu entgegengesetzt, da eine Bevorzugung landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus den überseeischen Teilen des britischen Weltreiches auf dem englischen Markt, z. B. gegenüber Zufuhren aus Dänemark, Rußland und Argentinien, eine Verteuerung der Lebenshaltung der breiten Massen in England bedeuten würde, deren Lage doch durch die Siedlungsbestrebungen gerade erleichtert werden soll.

Kein Zweifel: England ist der Aufgabe, die großen leeren Räume in den überseeischen Teilen des britischen Imperiums mit Menschen zu füllen, nicht gewachsen: dieses riesige Problem hat angefangen, ein gesamt-europäisches zu werden. Mittelbar kam das in einer Rede zum Ausdruck, die der Leiter des Kolonisationsdepartements der kanadischen Pazifik-Bahn, A. V. Calder, unlängst zu Edmonton in der Prärie-Provinz Alberta hielt: „Es ist der kontinentaleuropäische Einwanderer“, erklärte er, „der in den letzten Jahrzehnten unsere Rettung bedeutete. Er hat die meiste wirkliche Arbeit getan, sowohl während des Baues der Bahnen als auch später. Tausende von ihnen nutzten ihre Ersparnisse, um sich auf dem Lande selbständig einzurichten, und heute kann man sie als ein glückliches, zufriedenes und fleißiges Element von hier bis Manitoba finden, wie sie dem Boden seine unererschöpflichen Reichtümer abgewinnen und sich den Gesetzen und Gewohnheiten ihres Adoptivwaterlandes einordnen. Der 'Nominationsplan' mag uns jährlich 20 000 ausgesuchte Einwanderer aus England bringen, vielleicht mehr, aber das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wir müssen Zehntausende haben, wo wir jetzt tausend bekommen. Was sind zwanzigtausend, wenn das Territorium dieser Stadt allein soviel Einwanderer und mehr aufnehmen kann!“

Die Notwendigkeit, mehr und mehr auf dem europäischen Kontinent nach geeigneten Einwanderern Umschau zu halten, bringt für die Dominien den Zwang mit sich, unbekümmert um die Sorge britischer Imperialisten, daß die „angelsächsische Zivilisation“ einem Ansturm neuzeitlicher „Barbaren“ erliegen könne, durch Pflege eines neuen, freien, unabhängigen, geopolitisch orientierten Patriotismus einen geeigneten „Schmelztiegel“ für Einwanderer verschiedener Nationalität zu gewinnen. Der märchenhafte Wohlstand der Vereinigten Staaten als Ergebnis einer vom englischen Kolonialimperialismus unabhängigen Entwicklung gibt ihnen einen unübersteiglichen Anschauungsunterricht über Möglichkeiten, die auch ihnen erst nach einer völligen Loslösung vom Mutterlande winken.

Loucheur über die Wirtschaftslage Europas und die Weltwirtschaftskonferenz.

Berlin, 8. April. In der Aula der Berliner Handelshochschule hielt heute abend der französische Minister a. D. Loucheur seinen mit Spannung erwarteten Vortrag über „Die gegenwärtige Wirtschaftslage Europas und die bevorstehende Weltwirtschaftskonferenz“. Unter den zahlreichen Zuhörern sah man Vertreter der deutschen und ausländischen Diplomatie, Staatssekretär Trendelenburg, den preussischen Handelsminister Schreiber, den Berliner Oberbürgermeister Dr. Boeck und zahlreiche Vertreter des deutschen Wirtschaftslebens.

Der Präsident der Industrie- und Handelskammer konnte in seinen einleitenden Worten auch den französischen Botschafter de Margerie begrüßen. Der Vortrag Loucheurs begann mit dem Hinweis auf die Rolle des Völkerbundes zur Befriedung der

Welt. Er erinnerte an das Eingreifen des Völkerbundes im griechisch-bulgarischen Konflikt, erinnerte an die gegenwärtigen gemeinsamen Bemühungen Deutschlands, Frankreichs und Englands zur Beilegung des Konfliktes auf dem Balkan. Solche Bemühungen seien zwar gut, aber noch nicht genug. In Erkenntnis der Gefahren, die auch wirtschaftliche Kriegsmaßnahmen mit sich bringen können, sei der Völkerbund gehalten, die Frage des Weltfriedens auch von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus zu lösen.

In großen Zügen entwickelte dann Loucheur die Geschichte der vorbereitenden und geplanten endgültigen Weltwirtschaftskonferenz, an deren Gestaltung Loucheur hervorragenden Anteil hat.

Zum Schluß setzte sich Loucheur für eine deutsch-französische Wirtschaftskooperation ein, die aber kein Wirtschaftsblock sein soll. Die Politik der Blocks habe im Weltkrieg Schiffbruch erlitten. Es sei an der Zeit, alle Völker des Kontinents zum gemeinsamen Handeln aufzurufen, nicht gegen, sondern mit dem amerikanischen Kontinent, dessen hervorragende Organisation er bewundere.

Präsident v. Mendelssohn dankte dem Redner, der reichen Beifall erntete, mit Worten der Anerkennung.

Pessimismus in Genf.

Die Frage der Begrenzung der Rüstungsausgaben.

Die Freitagssitzung des Vorbereitungsausschusses für die Abrüstungskonferenz, auf deren Tagesordnung die Begrenzung der Rüstungsausgaben stand, brachte infolge der verschiedenen Ablehnung dieses Punktes durch den japanischen Vertreter und einer anschließenden, außerordentlich pessimistischen Erklärung des belgischen Delegierten de Brouckere interessante Erörterungen der Vertreter Englands, Frankreichs, Deutschlands, Polens, Hollands und anderer Länder, die für die Beurteilung des augenblicklichen Standes der Abrüstungsarbeiten innerhalb der verschiedenen Delegationen charakteristisch sind. De Brouckere hatte festgestellt, daß eine Begrenzung der Rüstungen bis jetzt eigentlich auf keinem einzigen Gebiete beschlossen wurde. Zuerst habe man von der Abrüstung, dann von der Herabsetzung und schließlich von der Begrenzung der Rüstungen gesprochen. Unter den augenblicklichen Umständen sei zu befürchten, daß man schließlich nicht einmal von einer Konvention zur Begrenzung der Rüstungen, sondern nur noch von einer Konvention über die Veröffentlichung und gewisse Vereinbarungen betreffend den Rüstungsstand der einzelnen Länder werde sprechen können. Er verzichtete nach dieser Feststellung auf nutzloses Reden und es bleibe ihm, wie er mit bewegter Stimme schloß, nichts anderes übrig, als sich auf seinen Stuhl niederzusetzen. Vergeblich versuchte Lord Robert Cecil, den tiefen Eindruck der pessimistischen Ausführung de Brouckeres abzuschwächen, der durch eine Rede Paul-Boncourts, obwohl der französische Delegierte sichtlich bemüht war, die Stimmung wieder zu heben, tatsächlich noch verstärkt wurde.

Der deutsche Delegierte Graf Bernstorff erklärte, daß er nicht unbedingt gegen die Beschränkung der Rüstungsausgaben sei, daß er sie aber nur als eine ergänzende Methode nach der Durchführung der direkten Beschränkung der Rüstungen anerkennen könne. „Wenn wir hier,“ so erklärte Graf Bernstorff, „nicht zu dieser unmittelbaren Beschränkung der verschiedenen Rüstungsarten kommen, so wäre allerdings der Pessimismus de Brouckeres berechtigt.“

Ich hoffe aber immer noch, daß wir dazu kommen werden, die Mitarbeit der deutschen Delegation bei jeder Maßnahme zur Beschränkung der Rüstungen ebenfalls zu sichern. Der belgische Delegierte hat erklärt, daß die Methode der Feststellung der Budgetausgaben nicht zu einem darauf ge-

gründeten Vergleich zwischen dem Rüstungsstand der verschiedenen Länder führen soll. Aber gerade deshalb widerstehe ich mich eben dieser Methode, weil ohne Vergleich keine Beschränkung der Rüstungen möglich ist.“

Politische Rundschau Deutsches Reich.

Neue bäuerliche Spitzenorganisation.

Nach vorbereitenden Verhandlungen traten in Berlin die Gesamtvorstände des Deutschen Bauernbundes, des Bayerischen Bauernbundes und des Reichsverbandes landwirtschaftlicher Klein- und Mittelbetriebe zusammen und beschloßen unter dem Namen „Deutscher Bauernschaft“ die Errichtung einer einheitlichen bäuerlichen Reichsspitzenorganisation. Die bisher den einzelnen Spitzenorganisationen angeschlossenen Landes- und Provinzialverbände schloßen sich unter Beibehaltung ihrer lokalen Selbständigkeit der neugebildeten Deutschen Bauernschaft an.

Aus In- und Ausland.

Berlin. Die meisten Mitglieder des Reichskabinetts werden sich nach dem Reichstagsabschluß auf Urlaub begeben. Der Reichsfinanzminister wird durch Reichsminister Dr. Stresemann vertreten.

Washington. Präsident Coolidge hat den vormaligen Kriegssekretär H. L. Stimson beauftragt, als sein Sondervertreter nach Nicaragua zu gehen, um ihm persönlich über den gegenwärtigen Stand der Dinge in diesem Lande zu berichten.

Besprechung des Reichsfinanzministers mit dem Präsidenten der Landesfinanzämter.

Berlin, 8. April. Im Reichsfinanzministerium fand heute unter dem Vorsitz des Reichsministers der Finanzen, Dr. Köhler, eine größere Besprechung mit dem Präsidenten der Landesfinanzämter des Reiches statt. Die Aussprache diente im wesentlichen der sachlichen Erörterung über die weitere Vereinfachung der Reichsfinanzverwaltung, insbesondere auch der Entlastung der Finanzämter in Verfolg der programmatischen Darlegungen, die der Reichsfinanzminister in seiner Etatsrede und in seinen sonstigen Ausführungen während der letzten Parlamentarstagung gemacht hat.

Schiedsspruch für die Reichsbahnarbeiter.

Berlin, 9. April. Die vom Reichsarbeitsminister eingesetzte Schlichtungskammer beschäftigte sich am Freitag mit der Lohnfrage bei der Reichsbahn. In später Abendstunde wurde ein Schiedsspruch angenommen, der allen volljährigen Arbeitern der Lohngruppe 1—7 4 Pfennige Lohnerhöhung bringt; der Lohngruppe 8 3 Pfennige; ab 1. Oktober allen Lohngruppen einen Pfennig. Für die ersten drei Lebensstunden über 48 Stunden in der Woche wird ein Zuschlag von 15 Prozent, die zweiten drei Stunden ein Zuschlag von 25 Prozent bezahlt. Diese Regelung tritt am 1. April in Kraft.

Um Hans Gildenherz

Roman von Wolfig Marken

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau, Sa.

11) (Nachdruck verboten)

Schulze saß auf der Hotelterrasse und trank eine Tasse Kaffee. Zu seinen Füßen lag die Stadt. Die mächtigen Hallen der Morefield-Company hoben sich aus dem Stadtbilde heraus.

„Ein recht angenehmes, amerikanisches Stadtbild,“ dachte er. „Die ganze Stadt ist nach einem bestimmten Plane gebaut, klar und geradlinig. Viel Bäume und Rasenflächen, kleine Gärten inmitten großer, zweckmäßig gebauter Häuserblocks. Eine Stadt der Arbeit! Morefields Werk.“

Hochachtung stieg in dem jungen Einfahrer Willy Schulze auf, die starker wurde, je länger er an dem Bilde hing.

„Wahrscheinlich Amer.“ hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich.

„Ich wachte er sich um und sah einer jungen, nichtblonden, zierlichen Amerikanerin mit kindhaften Schelm-Augen ins Gesicht.“

„Wann kann ich dienen, Miß?“ fragte er höflich und erhob sich.

„Ihre Blicke trafen sich. Dann lächelten sie beide.“

„Mister Schulze, wenn ich nicht irre.“

„Ganz recht, Miß. Mit wem habe ich die Ehre?“

Sie rümpfte das zierliche Stumpfnäschen, als ob sie sich über die Frage wunderte.

„Ich bin Lilla Armstrong,“ sagte sie dann stolz.

„Du drollig klug es, als es das kleine, reizende Persönchen aussprach. Willy Schulze schmunzelte.“

„Ich muß um Verzeihung bitten, Miß Armstrong, ich bin erst ganz kurze Zeit hier. Ich freue mich aber, daß Miß Lilla Armstrong eine so reizende, junge Dame ist.“

Das junge Mädchen lachte glöckchenhell auf.

„Sie wissen nicht, wer Armstrong ist? Das weiß in Amerika doch jedes Kind.“

„Dann bin ich eben schlimmer als ein Kind und bitte um Ihre gütige Aufklärung.“

„Mein Vater ist der fünf reichste Mann in den Staaten,“ sagte sie stolz.

Hell lachte Schulze auf.

„Entschuldigen Sie, Miß! Ich bin in Ihren Augen vielleicht ein dummer Dutchie. Aber es hilft nun einmal nichts, Geld — imponiert mir gar nicht. Das ist doch nur ein notwendiges Uebel. Da — imponieren Sie mir, oder besser gesagt, gefallen Sie mir schon ganz anders.“

Offenherzig sagte es der junge Deutsche und reichte seine hohe, fehnige Gestalt. Gerade sah er ihr in die hübschen Blauaugen, daß sie den Blick senken mußte. Ordentlich klein kam sie sich vor.

Der Deutsche merkte es.

„Sie wollten mich gewiß etwas fragen, Miß,“ sagte er, und sie nickte ihm dankbar zu.

„Ja! Mister Schulze sind, wie ich hörte, der neue Einfahrer der Morefield-Motor-Company.“

„Ja.“

„Kennen Sie den Chefingenieur Gildenherz?“

„Nein. Wie ich hörte, hat ihn Mr. Ball vor einem Vierteljahr fristlos gekündigt.“

„Was? Er ist nicht mehr hier? Um Gotteswillen!“

„Jörnlich entsetzt kam es heraus.“

„Warum hat man ihm gekündigt? Wer ist Mr. Ball?“

Schulze zuckte die Achseln. „Warum? Keine Ahnung habe ich. Mr. Ball ist der Generalbevollmächtigte über die Morefield-Werke in den Staaten.“

Er sah, wie tiefe Niedergeschlagenheit sich ihrer bemächtigte.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen, Miß?“ fragte er herzlich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Mister. Haben Sie vielen Dank. Dann — müssen wir zu Mr. Ball. Wissen Sie, ob er anwesend ist?“

„Ja, er ist zurzeit in Washington.“

„Haben Sie vielen Dank, Mister.“

„Sie haben keinen Grund, mir zu danken.“

Einen Augenblick sah er dem reizenden Persönchen nach. Dann setzte er sich wieder und schaute auf Washington herab.

Der Einfahrer Schulze saß noch immer auf der Terrasse und ließ sich von dem Vorfrühlingswind umwehen, als Direktor Willis mit dem Einfahrern kam.

Sie schüttelten sich kameradschaftlich die Hände.

„Hübsch kalt, Mr. Schulze,“ sagte der kleine Direktor jovial. „Wenn wir uns hier plazieren wollen, dann müssen Sie gut einbeizen.“

Schulze lachte.

„Nein, hier nicht. So warm ist der Frühling noch nicht. Ich habe mir erlaubt, im Speisesaal anrichten zu lassen.“

„Im Speisesaal? Warum nicht ein separates Zimmer, das wäre doch —“

„Ich denke mir, das würde zu sehr auffallen. Im kleinen Speisesaal sind wir um diese Zeit ziemlich ungestört.“

Die kleine Gesellschaft beugte sich darauf in den kleinen Speisesaal, wo bereits angerichtet war.

Aber — o Schrecken!

Mr. Happp saß zusammen mit dem Reverend Smith am anderen Ende der Tafel.

„Verdammt!“ sagte Willis, „die zwei Trockenheitsapostel haben uns gerade noch gefehlt.“

„Sollen uns aber nicht stören.“

„Ziemlich kühl grüßte man zu den Herren hinüber. Dann nahm man Platz, und die Speisen wurden aufgetragen.“

Schulze hatte für ein erstklassiges Menü gesorgt, das allen Beteiligten höchste Bewunderung ablockte.

Die Suppe begeisterte alle.

„So eine Suppe habe ich mein Lebtag noch nicht gegessen.“

„Das ist Königin-Suppe mit Eierstaud,“ sagte Schulze.

„Alles Wetter. Das werde ich meiner Johanna sagen. Die muß mir Sonntag so 'ne Suppe schaffen!“

Als der Braten kam, schnupperten alle.

„Was ist das, Mr. Schulze?“

„Ein deutscher Kalbsbraten, Mr. Willis.“

„Famos!“

Und dann brachte der Kellner die Limonade. Die Trockenheitsapostel wollten ihren Augen nicht trauen.

„Sie trinken doch Limonade!“

Die Gäste, Mr. Willis, Bob, James und Harry, sahen entgeistert auf Schulze.

„Limonade!“

„Über Schulze lächelte verbindlich und schenkte sich ein Glas ein.“

„Meine Herren,“ sagte er, und der Schelm sah ihm aus den Augen, „stoßen wir an auf das trockene Amerika. Die Limonade soll leben!“

Nicht gerade sehr begeistert hoben sie die Gläser, sie wollten nicht unhöflich sein, stießen an und nippten.

Beim ersten Schluck sahen die vier auf Schulze. Schmunzelten, lachten.

Setzten wieder an und tranken. Tranken das Glas leer, so daß Mister Happp und der Reverend Mund und Nase aufperrten.

„Feiner, aller Herrgott,“ sagte Willis leise und schier feierlich zu Schulze.

Der nickte und lachte vergnügt.

Die beiden Trockenheitsapostel bemerkten, daß die Gesellschaft immer lustiger wurde. Unbegreiflich war es ihnen.

Bis Mr. Happp bemerkte, daß die Limonade sehr rot war. Da ging ein Lichtlein in seinem Schädel auf.

Würdevoll trat er zu der vergnügten Gesellschaft.

„Meine Herren, Sie trinken alkoholische Getränke,“ sagte er streng.

„Ausgeschlossen, Mr. Happp,“ lachte Willis. „Waschechte Limonaden — wollte sagen Limonaden. Wollen Sie einmal probieren?“

Entrüstet wies es der Personalchef der Morefield-Motor-Company zurück.

„Ich ersuche Sie, sofort allen Alkohol wegzunehmen. Im anderen Falle benachrichtige ich die Polizei.“

„Sie sind verrückt, Happp,“ knurrte Willis inarimig.

„Mr. Happp,“ sagte Schulze ruhig und gab sich Mühe Würde in seine Stimme zu legen, „wir trinken eine Limonade, die mit ungegorenem Kirschsaff verfeht ist. Wollen Sie sich überzeugen?“

Im Hintergrunde erschien der Kellner und hielt zwei Limonaden in der Hand. Ohne daß der Reverend und Happp etwas merkten, setzte er sie auf deren Tisch.

„Ich muß zu meinem Bedauern weitere Schritte unternehmen.“

Würdevoll ging er mit dem Reverend, der ihm gefolgt war, wieder an seinen Platz.

„Den Geschäftsführer!“ schrie er den Kellner an.

„Sehr wohl, Mister!“

Der Geschäftsführer, ein kleiner, dicker, aber sehr beweglicher Herr, war nach einigen Augenblicken zur Stelle.

„Sie wünschen, Mr. Happp?“ fragte er höflich.

„In Ihrem Hotel wird Alkohol verschenkt und getrunken. Ich erwarte, daß Sie den unwürdigen Zustand und Verstoß gegen die guten Sitten, gegen die Gesetze sofort abschaffen.“

„Alkohol?“ Ganz verbattert stand der Herr Geschäftsführer. „Das ist doch wohl unmöglich.“

„Tawohl, die Herren dort. Bitte handeln Sie!“

Der dicke Geschäftsführer trat zu dem Tisch der sitzenden Gesellschaft.

„Meine Herren — ist es richtig?“

(Fortsetzung folgt.)